Ein neues Gebot?

Novelle von Max Treu.

Eine unheimliche Stille herrschte in Grottdorf. Die weitläufigen Fabriken des Ortes waren geschlossen, die Maschinen standen still, kein Schornstein rauchte, die Arbeiter feierten. Fast nur düstere Gesichter sah man im Dorf, standen doch die Einwohner desselben beinahe sämmtlich in Lohn und Brod bei dem Besitzer aller jener Fabriken, und nun wurde nicht gearbeitet, die Geldmittel gingen zu Ende, Schmalhans war Küchenmeister geworden, und gar vielköpfig waren die einzelnen Familien.

Seit drei Wochen schon war es so still. Damals hatte der Führer der Arbeiter des Ortes, Karl Berger, vor versammeltem Volke eine donnernde Rede gehalten, hatte dabei den aufhorchenden Leuten erklärt, daß es für die Arbeiter in Grottdorf anders und besser werden solle, daß man nicht hinter den städtischen Arbeitern zurückstehen dürfe, und daß man einen Streik in Scene setzen müsse, wenn der Fabrikbesitzer Reinhold Wegeling die berechtigten Forderungen der Arbeiter etwa nicht bewilligen wolle.

Herr Reinhold Wegeling aber fand, daß diese Forderungen ganz und gar nicht berechtigt seien, und gab nicht nach. Die Arbeiter auch nicht. So kam es zur Arbeitseinstellung.

Freilich, den Fabrikanten traf diese schwer. Er hatte gerade jetzt große Lieferungen auszuführen, und wenn er die dafür vereinbarten Termine nicht innehielt, so mußte er, ganz abgesehen von hohen Conventionalstrafen, bedeutende Summen verlieren.

Aber er gab doch nicht nach. Er erklärte die Forderungen der Arbeiter für maßlos; sie seien durch Karl Berger, der alle Anlage hätte, der böse Geist des Dorfes zu werden, aufgestachelt worden. Und auf dieser Ansicht beharrte er auch dann, als es zu tumultuarischen Scenen vor seinem Hause kam, auch dann, als ein Steinhagel gegen die Fenster seiner Wohnung flog, auch dann, als Karl Berger in jäher Leidenschaft den Arm zum Schlage gegen ihn erhob.

In diesem Augenblick war mit lautem Schreckensruf Wegeling's junge Frau Anna zwischen die beiden erregten Männer gestürzt, und schwer und wuchtig hatte Berger's Faust ihr Haupt getroffen.

Einen Moment herrschte lautlose Stille. Dann führte Wegeling, ohne nur ein Wort zu sprechen, seine blutende Gattin in ihr Zimmer, und draußen verliefen sich die Arbeiter, indem sie mit scheuen Blicken zu der Wohnung des Fabrikanten emporsahen.

Wegeling machte von allen diesen Vorgängen keine Anzeige, bei der Polizei nicht und beim Staatsanwalt nicht. Aber in die Eisenbahn setzte er sich, fuhr in die Provinzialhauptstadt und suchte dort neue Arbeiter zu werben. Seine Briefe klangen jedoch wenig fröhlich. Die hauptstädtischen Arbeiter, so schrieb er seiner Frau und seinem Administrator, wollten nicht nach Grottdorf, um ihren streikenden Collegen nicht etwa den sicheren Sieg aus der Hand zu reißen.

Das war nun schon drei Wochen her. Wegeling war des Suchens in der Provinzialhauptstadt müde geworden; er wollte es nun in der Residenz versuchen. Auf der Reise dahin mußte er Grattdorf berühren; dort wollte er seiner jungen Frau ein paar freundliche Worte sagen und sich Trost von ihr holen. Morgen früh sei er da, das war der Inhalt seiner letzten Mittheilung.

Frau Anna ruht in einem Sessel und sieht träumerisch vor sich nieder. Sie denkt an den Brief ihres Mannes und freut sich auf das Wiedersehen.

Es ist Abend. Sie hört in ihrem Sinnen und Träumen gar nicht, wie die Thür leise geöffnet wird und die Köchin eintritt. Erst als diese halblaut hustet, sieht sie auf.

„Ach, du bist's, Marie. Schon fertig mit dem Einkaufen?"

„Jawohl, gnädige Frau."

„Wie sieht es denn im Dorfe aus?"

„Da hat Gottes Hand eine gerechte Strafe verhängt."

Frau Anna sieht fragend auf.

„Wieso? Ich verstehe dich nicht."

„Na, die Frau von dem Berger, dem schlechten Kerl, der all' das Unheil angestiftet hat, ist vom Typhus befallen worden. Und nun fürchten sich die anderen Weiber, zu ihr zu gehen, weil der Doctor gesagt hat, die Krankheit sei furchtbar ansteckend. Da sitzt denn jetzt der Karl Berger bei der todtkranken Frau mit den zwei kleinen Würmern, seinen Kindern, und rauft sich die Haare, weil er so ungeschickt sei zur Krankenpflege und nichts davon verstände. Und dann flucht er und schimpft er wieder lästerlich, weil sie so furchtsam wären, und dann herzt und küßt er wie ein Wilder seine Kinder und schreit laut, wenn ihnen nur um Gottes willen die Mutter nicht stürbe! Man könnte Mitleid haben mit dem Manne, so rasend geberdet er sich. Aber wissen Sie, gnädige Frau, er ist doch ein schlechter Kerl."

„Andere Leute," fällt Frau Anna ruhig ein, „sind über diesen Punkt nicht deiner Ansicht."

Marie ist entrüstet.

„Na ja," ruft sie, „ich weiß schon, ich weiß schon! Sie sind viel zu gut für diese Welt. Hat Sie der Berger nicht geschlagen, daß Ihnen das Blut über das Gesicht gelaufen ist?"

Frau Anna aber hat sich erhoben.

„Marie," fragt sie, „wo ist denn der Berger jetzt?"

„Jetzt? Ja, jetzt ist er, glaub' ich, hinübergegangen nach Hochberg, ob er da nicht eine Pflegerin für sein krankes Weib findet. Er hat eine Schwester dort wohnen."

„Und wer ist bei seiner Frau und den Kindern?"

„Wer? Nun — Niemand! Die Anderen fürchten sich ja. Und manche sind dem Berger auch nicht grün."

Frau Anna hatte schon ein Tuch um den Kopf geschlagen.

„Marie," sagte sie ruhig, „packe geschwind einen großen Korb mit Lebensmitteln, leg' einige Flaschen Wein und Bier dazu, und dann komm mit."

Marie stieß einen entsetzten Schrei aus.

„Gnädige Frau, wohin?"

Frau Anna band soeben ihr Kopftuch unter dem Kinn zusammen.

„Wohin? Nun, zu Bergers natürlich!"

„Gnädige Frau, um keinen Preis der Welt!"

Frau Anna bleibt ganz ruhig.

„Gut! Ich kann keinen Menschen zwingen, einen anderen, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, zu besuchen. Gib mir den Korb; ich gehe allein."

Marie ist starr vor Staunen und Entrüstung.

„Nein," rief sie, „das geht nun und nimmermehr! Das darf ich als alte Dienerin Ihres Hauses nicht leiden. Sie wollen dahin, wo der Typhus ist? Und obendrein zu dem Berger, dem schlechten Kerl, der den Gottseibeiuns im Leibe hat? Wenn der Thunichtgut Sie wieder schlägt?"

„Das laß nur meine Sorge sein. Und nun rede nicht mehr. Geh' und packe den Korb! Sofort!"

Das hat Frau Anna sehr energisch gesagt. Und darum dauert es nicht lange, so gehen die Beiden durch die Dorfstraße zu Bergers Wohnung. Frau Anna ist ruhig und still; ein mildes Lächeln schwebt auf den feinen Zügen. Marie brummt und räsonnirt vor sich hin.

Berger bewohnt ein kleines Häuschen für sich allein. Trübe brennt in einem Zimmer eine Lampe. Auf der Diele sitzen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, etwa vier und sechs Jahre alt. Der Knabe zählt bunte Steinkugeln in einen Kasten an ein Mädchen schläft, den Kopf an ein Stuhlbein gelehnt. Aus dem Schlafzimmer dringt das Stöhnen eines schwerkranken Menschen.

Furchtlos tritt Frau Anna ein. Angstvoll folgt Marie und stellt ihren Korb auf den Tisch. Frau Anna legt Kopftuch und Jacket ab, dann geht es an's Werk.

Die junge Frau begibt sich in das Nebenzimmer. Besinnungslos, in wilden Fieberträumen, liegt die Kranke im Bett. Auf einem Stuhle davor steht ein Waschbecken mit einigen Tüchern und mehreren Eisstücken, deren Zweck Frau Anna sofort klar ist. Kalte Umschläge legt sie der Fiebernden auf Stirn und Brust, zieht ihr die Kissen zurecht und streicht das wirre Haar aus dem glühenden Gesicht.

Dann geht sie hinaus zu den Kindern, mit denen sich Marie schon beschäftigt hat. Die kleinen Schmutzfinken werden gewaschen, wie sehr sie sich auch gegen diese unliebsame Procedur sträuben und die fremden Frauen verwundert anschauen. In einer Kommode hat Marie mit großer Findigkeit weiße Schürzchen entdeckt. Die thut sie den gewaschenen und gekämmten Kindern um, und zwei reizende, frische und kecke Gesichter blicken zu ihr empor. Dann setzen sich alle an den Tisch. Marie entnimmt dem Korbe Brod und Butter, Eier, Schinken und Wurst und legt den erstaunten Kleinen von all' den Herrlichkeiten vor. Nun essen sie, und die Augen der Kinder glänzen vor Freude. Mehr aber noch glänzen Frau Anna's Augen, da sie diese so glücklich am Tisch sitzen sieht. Alles jedoch geht still und ruhig zu, und wenn die Kleinen in ihrer Freude ja einmal ein zu lautes Wort sagen, so legt Frau Anna den Finger auf die rothen Lippen, macht Pst!" und deutet schweigend nach dem Nebenzimmer. Sie selbst geht hin und wieder dort hinein, schaut voll tiefen Mitleids auf die Kranke und legt ihr neue Eisumschläge auf.

Die Kleinen aber am Tisch lassen es sich gut schmecken und beißen mit ihren schneeweißen Zähnchen herzhaft hinein in Schinken und Wurst, und als ihnen nun gar Frau Anna einen winzigen Schluck süßen Tokayers gibt, da wollen die tirschrothen Lippen nicht mehr still stehen. Aber „Pst! Pst!" Laut darf es nicht werden.

Nun haben sie gegessen. Dem kleinen Mädchen fallen die Augen zu. Frau Anna und Marie sehen einander bedeutungsvoll an. Frau Anna zieht den Jungen aus, Marie das Mädchen.

Aber — wo ist das Bett der Kinder? Man sucht und findet. Im Krankenzimmer steht es. Da darf es selbstverständlich nicht bleiben. Heraus also mit ihm. Frau Anna und Marie fassen die Bettstelle an, und Marie wundert sich, wie herzhaft ihre Gebieterin mit den kleinen, weißen, beringten Händen zuzugreifen versteht. Freilich, das weiß sie ja längst: Frau Anna ist immer anders gewesen als alle die Uebrigen. In das Wohnzimmer tragen die Beiden das Bett. Die Kinder werden hineingelegt. Frau Anna selbst zieht ihnen die Decke bis an den Hals, faltet die Hände und spricht ihnen vor:

„Lieber Gott, halt bei uns Wacht
In dieser langen, dunkeln Nacht!
Halt Vater und Mutter uns gesund,
So loben wir dich aus Herzensgrund!
Amen!"

Die Kleinen sprechen es nach, und voll kindlichen Vertrauens sehen ihre müden Augen bald auf Frau Anna, bald empor zum Himmel. Nun legen sie das Haupt auf die Kissen, und Frau Anna tuft Beide auf die Stirn zur Gutenacht. Und wie dabei das kleine Mädchen in stürmischer, kindlicher Zärtlichkeit sein weißes Aermchen um Frau Anna's schlanken Hals legt, da schauert diese tief im Innersten zusammen bei dem Gedanken, der ihr plötzlich durch den Kopf schießt: Wenn der Tod diesen Kindern die Mutter nähme? Nicht lange währt es, und die Kleinen schlafen Arm in Arm. Ueber ihre rosigen Gesichter huscht das selige Lächeln des Traumes, der ihnen in bunten Bildern und bunten Steinen und bunten Kugeln seine seltsamen Geschichten erzählt.

Frau Anna aber setzt sich jetzt neben das Bett der Kranken, nimmt deren heiße Hand in die ihre und bettet die Patientin auf's Neue weich und bequem.

„Wie lange wollen Sie denn hier bleiben, gnädige Frau?" fragt jetzt Marie besorgt.

„Nun, doch selbstverständlich so lange, bis andere zuverlässige Hilfe da ist."

„Ja, der Berger kann vielleicht erst gegen Morgen von Hochberg zurückkommen; es ist weit."

„So werden wir eben bis dahin bleiben. Basta!"

In leisem Flüsterton war's gesprochen, aber dieses „Basta!" hatte trotzdem sehr energisch geklungen. Marie weiß, dagegen ist nichts zu machen. Sie fügt sich also stillschweigend.

Es wird still im Zimmer. Tief athmend schlafen die Kinder, die Kranke stöhnt und röchelt, Frau Anna legt liebevoll ihre Hand auf die heiße Stirn der Leidenden, und draußen wäscht Marie das benutzte Geschirr ab.

Da hört man eilige Tritte. Ein ganz klein wenig zuckt Frau Anna zusammen. Die Thür geht auf. Es ist der Arzt. Erstaunt erkennt er die Anwesenden.

„Mein Gott," sagt er, „gnädigste Frau, Sie hier?"

„Wie Sie sehen, Herr Doctor."

„Aber — ja — wie —"

„Fragen Sie doch nicht, lieber Doctor! Lassen Sie sich doch an der Thatsache genügen!"

Es schimmert feucht im Auge des Mannes, als er Frau Anna herzhaft die Hand drückt.

„Wenn Sie nicht das Evangelium der Versöhnung predigen, gnädige Frau, dann gibt es überhaupt kein solches," spricht er leise. Darauf tritt er zu dem Bett der Kranken. Er fühlt Puls und Herzschlag und schreibt ein Recept. Schnell eilt Marie damit zur Apotheke.

„Ich werde Ihnen meine Magd zur Ablösung schicken," meint der Arzt.

„Das lassen Sie nur hübsch bleiben!" entgegnet Frau Anna. „Ich junges Ding werde mich doch nicht von Ihrer sechzigjährigen alten Magd ablösen lassen! Nein, nein, daraus kann nichts werden, Herr Doctor!"

Der Arzt schüttelt den Kopf. Er drückt der tapferen jungen Frau noch einmal warm die Hand, dann geht er. Er hat noch einen anderen Schwerkranken in der Nacht zu besuchen.

Nun ist Frau Anna allein mit der bewußtlosen Patientin und den ruhig schlafenden Kindern. Still, ganz still ist's ringsum, nur die alte Uhr tickt an der Wand. Frau Anna hört das eintönige Geräusch. Es bereitet ihr Furcht. Fast angstvoll sieht sie nach der Uhr hin. Sie schreckt nicht vor der ansteckenden Krankheit, nicht vor Berger zurück; aber das monotone Ticken der Uhr flößt ihr Grauen ein. Sie steht auf, geht auf den Fußspitzen hin und hält mit leise zitternder Hand den Pendel an.

Es ist ein Uhr Nachts.

Durch die Fenster sieht die barmherzige Samariterin den Mond, wie er, von einzelnen, rasch vorüberziehenden Wolken dann und wann verhüllt, sein fahles Licht über die schweigsame, schlafende Welt da draußen hingießt. Ein paar Schneeflocken wirbeln in der Luft, ein paar nur, aber doch der Anfang für das große Leichentuch, in das die Erde sich hüllen will.

Da fährt Frau Anna zusammen. Jetzt ist sie wirklich erschrocken. Schwere Tritte schallen von draußen; das kann Marie nicht sein. Ein Mann tritt ein, eine große, kraftvolle Erscheinung. Trotz und Selbstbewußtsein sprechen aus den scharfgeschnittenen Zügen des ausdrucksvollen Kopfes.

Jetzt wirft er den Hut auf den Tisch und überschaut die Scene. Er traut seinen Augen nicht. Träumt er denn? Verwirrt greift er sich an die Stirn.

Da tritt Frau Anna auf ihn zu. Sie ist wieder ruhig und gefaßt.

„Sie sind es, lieber Berger!" sagt sie mit ihrer melodischen, einschmeichelnden Stimme. „Ich hörte von dem Unglück in Ihrem Hause und der Weigerung der Anderen, Hilfe zu leisten. Und als mir noch obendrein gesagt wurde, daß auch Sie fort seien — da — ja, sehen Sie, da kam ich eben her." Dabei streckt sie ihm lächelnd die Hand entgegen.

Mechanisch legt Berger seine harte, schwielige Hand in die ihre. Aber kein einziges Wort bringt er über die Lippen. Seine Augen irren umher vom Lager seiner Frau zum Bett seiner Kinder. Und wie er diese schlafen sieht in holder Umarmung, auf ihren Zügen ein seliges Lächeln, und wie er dann wieder auf die junge Frau sieht, die er blutig geschlagen hat, und die jetzt, still lächelnd ob des erstaunten Mannes, neben dem Bett der Kinder steht, da übertommt den großen, starken Mann eine gewaltige Bewegung. Mit einem unartikulirten Laut sinkt er am Bett seines Weibes nieder, wühlt den Kopf in die Kissen und schreit auf: „Bleib mir leben! Bleib mir leben!"

Lange Sekunden verstreichen. Endlich fragt Frau Anna:

„Wollen Sie nicht etwas essen oder ein Glas Wein trinken, lieber Berger? Sie müssen doch von dem weiten Weg hungrig und durstig sein."

Jetzt kommt Leben in den Mann. Er erhebt sich.

„So fragen Sie mich?" entringt es sich seinem Munde.

„Nun ja. Ist da etwas Sonderbares dabei?" entgegnet sie schlicht.

„Mich fragen Sie so? Mich, der ich Sie —"

„Lassen wir doch das, lieber Berger! Das ist ja vorüber! Sie waren in jäher Leidenschaft, da hört und sieht man nicht, und dann — der Schlag hat ja gar nicht mir gegolten."

„Aber er traf Sie —"

„Das ist mir immer noch lieber, als wenn er meinen Mann getroffen hätte. Sie sehen ja, es hat mir nichts geschadet."

Und dabei lächelt Frau Anna glücklich und streckt ihm noch einmal ihre Hand hin.

Da leidet es den Mann nicht mehr im Zimmer. Ein convulsivisches Beben erschüttert die große Gestalt. Dann greift er nach seinem Hut und stürzt wortlos hinaus in die Nacht.

„Wohin?" ruft ihm Frau Anna nach.

Keine Antwort. Er eilt hinweg, seine Schritte verhallen. Kopfschüttelnd nimmt die junge Frau wieder Platz neben dem Bette der Kranken.

Nach einer Weile kommt Marie mit der Arznei.

„Was ist denn mit dem Berger geschehen?" fragt sie ganz erstaunt. „Der Mensch läuft mitten in der Nacht wie ein Rasender das ganze Dorf ab, klopft an allen Arbeiterwohnungen an und schreit, daß der Streik zu Ende sei und morgen wieder gearbeitet werde. Der Mann dazu ist er, das durchzusetzen; die Arbeiter folgen ihm auf's Wort. Aber närrisch muß er geworden sein, meine ich, sonst läuft man doch nicht in der Nacht wie ein Wilder umher."

Mit sinnendem Lächeln aber sagt Frau Anna:

„Wer weiß? Vielleicht hat er heute ein neues Gebot kennen gelernt!"

Als am anderen Morgen Wegeling eintraf, fand er zu seinem grenzenlosen Erstaunen seine Fabriken in Betrieb. Frau Anna erklärte ihm Alles. Arm in Arm gingen die Beiden zu Berger's Arbeitsplatz.

„Wie geht es Ihrer Frau, Berger?" fragte Wegeling.

„Ich habe eine Wärterin für sie, und der Doctor sagte mir heute Morgen, er hoffe Gutes. Und Ihnen dant' ich's, gnädige Frau, nur Ihnen!"

Frau Anna entzog ihm sanft ihre Hand, die er erfaßt hatte. Schlicht und einfach klang ihre Entgegnung:

„Wofür mir danken, lieber Berger? Steht denn nicht für uns Alle geschrieben: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst?" Oder ist das auch für Sie wie so Viele, Viele ein unbekanntes, neues Gebot?"

Miezes Traum.

Skizze von Wilhelm Clobes.

. . . . Zwölf brummt draußen die Rathhausuhr. Zwölf stimmen alle anderen Glocken mit ein; verschiedenen Klanges, verschieden in der Tonart, hell und heiter, dumpf und schwermüthig. Jeder muß doch zugeben, daß die niedliche Rokokouhr in Mieze's Boudoir anders schlägt, als die rostigknarrende Schwarzwälder Pendeluhr in Tantchens „guter Stube".

— — „Gute Nacht, Tantchen!" — „Schlaf gut, Ballprinzeß!" — „Angenehme Ruh', Onkel!" — Noch ein leiser Schmatz auf des liebevollen und behäbigen Onkels wulstiges Doppelkinn und der Riegel ward sachte vorgeschoben.

Mieze war allein! Ihr Busen hob sich stürmisch. Mit fröhlichem Lächeln um den kleinen, weichen Mund zog sie die vergoldete Rokoko-Uhr auf: bim, bim, bim! Zwölf! Ach, wie klang das melodisch, so ganz anders als sonst . . . der Ball war doch schön . . . wundervoll, entzückend.

Mieze zählte achtzehn blühende Lenze, war kaum aus dem Pensionat gekommen und sollte auf Wunsch der Eltern noch einige Zeit bei Tante Anna zubringen, um ihre Fertigkeit im Kochen, Backen, Sticken und Tanzen auch genügend anzubringen. Die schöne große Weltkurstadt war ja auch ganz der geeignete Platz, um ein so junges Blut zu amüsiren; bot doch besonders wieder diese Saison eine Fülle von Bällen und Vergnügungen, wozu auch jedesmal ein kleiner, silbergeflügelter blonder Bube seine Abonnementskarte vorzeigt, und als ständiger Besucher unter den höflichsten ComlimentenEinlaß bekommt.

Ihr kennt den winzigen, unruhigen Gesellen — ja, ja — kichert nur, Ihr rosigen Mädels mit den schwarzbraunen Zöpfen, Ihr Blonden und Dunkeln, schmunzelt nur, Ihr — pardon— Backfische!

Heute war ein solcher Ball. Ein pomphaftes „Lenzfest" verkündeten schon 14 Tage vorher alle Litfaßsäulen. Alles regte sich in den Häusern, wo ein heirathsfähiges Elfchen als Sonnenschein der Familie glänzte und neben den Modistinnen hatte Meister Schuster viel Müh', bis das kleine blüthenweißen Ballschühchen dem Füßchen paßte. Freilich kostete es erst ein wenig Ballfieber, aber der gute Wille war ja da und noch Jemand war da: Schelm Amor!!

Leider verlief das stolze Fest für Mieze zu früh, denn Tante Anna war sehr pünktlich und wenn sich der spindeldürre Zeiger ihrer altmodischen Cylinderuhr auf halb zwölf drehte, oder besser gesagt, wenn der runde Onkel mehrmals sich mit geschlossenen Augen vornüber dem halbvollen Stengelglase zuneigte — dann war's Zeit, höchste Zeit, um noch hurtig dem Flügelbuben zu entschlüpfen. Doch bei Mieze hatte er sich schon seit Beginn des Abends einagestellt und gegen elf triumphirte er bereits über seinen leichten Sieg! —

Arthur, der Fähnrich, überreichte ihr gerade mit dem innigsten Blick aus den feurig braunen Augen ein Veilchenbouquet. Ah, wie das duftete und wie er plaudern konnte und sie bewunderte! — Die Tante nahm wohl mit langgezogenen Backenfalten die Lorgnette zum eifrigen Spähen — doch da drehten sich auch schon zwei klopfende Herzen im wiegenden Walzer.

Die Musik intonirte den „Obersteiger-Walzer" . . . . „Sei nicht böse" . . . Die reigenfreudige Muse Terpsichore umstrickte alle mit ihrem Banne . . . . „es kann ja nicht sein".

Ihr azurblaues Reformkleid mit den cremefarbigen Schleifen und Bändern und das schwanenpelbesetzte Handschuhpaar bewundernd, verweilte Mieze lange nachdenklich vor dem hohen Toilettespiegel. Die dunkle, volle Moosrose in dem wallenden Haar stand ihr entzückend. Sie war übrigens auch nicht wenig eitel darauf! Das liebliche, ovale glühende Gesichtchen umrahmte hellgoldenes Haar, welches ein blaues Band in der Mitte zusammenhielt. Ja, Tante hatte recht— sie war eine echt fürstliche Ballprinzeß. Schönheit und Anmuth verliehen ihr den ganzen Zauber und Adel der Jungfrau. Das nette Stumpfnäschen, wie die Grübchen in Kinn und Wangen, gaben dem schlanken Mädchen etwas Keckes, Einnehmendes!

„Ach, müde bin ich eigentlich noch garnicht," seufzte die Kleine, „und es war auch viel zu früh . . . es war doch so schön . . ." Sie rückte die Lampe mit dem rothseidenen Spitzenschirm näher und legte sich auf die Chaiselongue. Was wollte sie machen? Sie holte ein Quartbändchen hervor. Sie las. Doch, was las sie? Schelm Amor weiß es, huschte er doch fortwährend den Goldschnitt entlang!

Bald ließ sie das Buch müde sinken. Sie fiel zurück. Traulich beleuchtete die Lampe eine schlummernde Engelsgestalt. Nur das gleichmäßige Ticken der urväterlichen Uhr und ein verstohlen klingendes, frohlockendes „hi hi hi hi" hörte man neben den tiefen Athemzügen der träumenden Ballfee.

Sie träumte! Sehr lebhaft, so daß sie gar oft lachte, was dann wie ein Sirenenlachen klang. — Gar Vieles und Wunderliches sah sie im Traum:

Im helleuchteten, weiten Kurhaussaal befindet sie sich und die vielen, vielen Lichter brachen ihre Strahlen in unzähligen Krystallen, so daß der Parkettboden spiegelt. Da plötzlich tritt Jemand auf sie zu, ein bildschöner, schneidiger junger Mann mit einem Veilchenbouquet — sie kennt ihn wohl — er ist's. Jetzt faßt er sie um die Taille. Seine Hand umfaßt die ihre. Seine Augen treffen sich mit ihren und weltvergessend schweben sie dahin. . .

Dann wieder ist das ganze Bild zerstört und nur der corpulente Tubabläser im Orchester mit der Brille, über die er fortwährend schielt, bleibt zurück vom Ballspuk. . . .

Jetzt sitzt sie an der weißgedeckten Tafel. Perlend karfunkelt der Aßmannshäuser im Römer und neben ihr Schweiß von Nase und Stirn zu wider Onkel sitzt eifrig bemüht, sich den schen. Er hatte nämlich auch mal das Tanzbein geschwungen mit Frau Professor Knickebein, während die Tante ihrem Miezel wohlweise Lehren einprägte. Doch die ist ganz anderswo mit ihren Sinnen — da — steht „er" wieder vor ihr. Er, der hübsche Fähnrich, mit dem blonden Schnurrbärtchen und dem himmlischen Namen Arthur. Ach, wie könnte überhaupt ein so lieber Kerl anders als Arthur heißen! Und wie konnte er plaudern und wie belesen er war in Heine's Buch der Lieder. — Da — knallte der Kork der Selterflasche. Entfesselt gischte der prühende Schaumtrank auf und ihr Traumgespinst war wieder dahin. . . .

Der lange dünne Kellner mit den spitzen Kotelettes und den philosophischen Stirnfalten, mit der flatternden Serviette und dem fliegenden Schwalbenschwanz grinst sie an. . . .

Sie schreitet in den Vorsaal, den Wintergarten, um frische Luft zu schöpfen. Der Fächer weht ihr Luft zu, parfümgeschwängerte Luft. Er, der Herrlichste von allen, ist hinter ihr hergeeilt. Sie erschrickt. Die Geigen stimmen. „Gnädiges Fräulein, dürfte ich Sie um die nächste Quadrille bitten?" — Ah — eine Moosrose, wie aufmerksam! Das Orchester beginnt. Mit vollendeter Grandezza drehen sich die heiteren Paare unterm Commando des originellen Tanzmeisters: „Chaine de dames — Traversez! — Chaine anglaise!"

Da, ihr Fächer fällt — der mit dem geschnitzten Elfenbeingriff und der blauen Schleife . . . Fort ist der liebliche Akkord der Instrumente. Breit guckt das braunrothe Gesicht des stämmigen dreimasterbedeckten, goldbetreßten Portiers ihr entgegen, mit dem großen Ceremonienstab und dem blinkenden Knopf drauf. Sie huscht über den tiefen Teppich. Ja — der goldene Knopf — in demselben erblickt sie nun auch immer sein Antlitz . . .

Knöchern pochte es gegen die Thür. Stärker! „Mieze, Mie—ze!" Die schöne Schläferin streckte und reckte sich, und als ob sie „ihn" umfangen wollte, schlug sie die Hände in leerer Luft zusammen. Amor lachte herzhaft. Draußen tönte es nochmals wie übernächtlicher Unkenschrei: „Miiieze!"

„Tantchen!" rief sie und sprang rasch auf. — „Steh' auf, Onkel sitzt schon längst bei der Chokolade!" —

Frau Sonne lachte so freundlich in das saubere Gemach, und noch goldiger schien heute das Rokokouhrchen, mit den Schäferfiguren zu sein. Es schlug neun Uhr.

„Oh, ich bin eingeschlafen über dem Buche — aber es war ein seliger Traum!" kam es Mieze vom Herzen.

„Ein Frühlingstraum mitten im Winter!" Sie löschte die Lampe, zog die Gardinen zurück und gähnte mehrmals tüchtig. Das Veilchenbouquet stand mit der Rose in einem Glase Wasser am Fenster. Draußen lag ein frischer Wintermorgen überall ausgebreitet.

Im „guten Zimmer" war bereits Onkel am fünften Pfannkuchen angelangt, während dort drüben der lose Schalk Amor triumphirend Mieze half, die Ballrobe in den Schrank zu hängen.

Bald darauf schritt das schöne Mädchen glückstrahlend in einfachem Morgenrock hinüber in das sonnenscheindurchfluthete Wohnzimmer.

Onkel Engelbert naschte von den kirschrothen Lippen einen Kuß und lächelnd fragte die Tante, indem sie einen Vanillezwieback in den Grund ihrer weitbauchigen Tasse versenkte: „Na, hast aber doch gut geschlafen, Langschläferin?" — „Ach, ausgezeichnet, und prachtvoll geträumt hab' ich," ergänzte die kleine verliebte Mieze.

Es klopfte schüchtern. „Herein," tremolirte der Onkel. Guste hatte kaum gemeldet, da trat er auch schon ein — Arthur. Er wollte nur fragen, wie dem gnädigen Fräulein das „Lenzfest" bekommen sei. Mieze's Antlitz überflog eine sanfte Röthe.

Der kleine Kavalier mit dem Köcher lachte wieder hinter der goldbeschnörkelten Kanne hervor, dann hüpfte er behende zur Thür hinaus, um beim Buchdrucker — — Verlobungskarten zu bestellen.

Frühling war's mitten im Winter. Und draußen im Sonnengold schüttelte Frau Holle die Flocken hernieder.

Das Tanzen.

Die Freude am Tanze liegt wohl tief in der menschlichen Natur, denn zu allen Zeiten, ja in den ältesten Zeiten, tanzten die Menschen, sowie sich eine Gelegenheit dazu bot. Ob unsere Stammmutter Eva im Paradiese auch schon getanzt hat, kann ich freilich nicht behaupten — hätte sie aber eine Geige oder auch nur einen Leierkasten spielen hören, so wären ihre nackten Füßchen wohl nach dem Takte der Melodie gehüpft. Musik gehört eben zum Tanze, und ein Strauß'scher Walzer verfehlt bei Alten und Jungen nicht seine feurige Wirkung, wenn die Ersten sich auch damit begnügen, mit dem Kopfe den Takt wiegend zu begleiten oder mit den Füßen leise klopfend ihn anzudeuten. Aber Tanzen ist eine Kunst, und Derjenige, der einen Galopp von einer Mazurka und einen Walzer vom Rheinländer unterscheiden kann, auch beim Contre und der Quadrille nicht grobe Verstöße macht, soll sich nur nicht denken, er könne schön tanzen. Dann brauchte eigentlich Niemand tanzen zu lernen, denn was man so „tanzen können" nennt, ist den Menschen angeboren wie einem Fisch das Schwimmen oder einem Vogel das Fliegen. Beim Tanzen kommt es auf Grazie, auf leichte Bewegungen an, auf anmuthige Haltung, die sich bis in's hohe Alter bewahren lassen. Angeborene, natürliche Grazie ist sehr selten, darum schickt man schon die Kinder in guten Tanzunterricht, damit sie dort das künstliche Benehmen, die steife Haltung abstreifen. Der Tanz wirkt, verbunden mit Unterricht in der Form, im Anstande, in der Körperhaltung, bildend und veredelnd. Das Kind lernt hübsch, gefällig und anständig gehen, stehen, sitzen, sich bewegen. Der gemeinsame Unterricht, verbunden mit Vergnügen, spornt das Kind an, es den anderen gleichzuthun, und die harmlose Fröhlichkeit, die in dem kindlichen Kreise herrscht, wirkt belebend auf das unverdorbene Gemüth. Kinder sind in dem Alter von ungefähr zwölf Jahren oft täppisch wie kleine Bären. Sie wissen mit ihren Gliedmaßen nie recht etwas anzufangen und ziehen sich bald hier, bald dort Tadel zu. Bald schlenkern sie mit den Armen, gehen mit einwärts gerichteten Fußspitzen, schiebenden, schleppenden Hacken- oder Ballengang, wackeln mit dem Kopfe, und was es sonst noch für häßliche Angewohnheiten giebt. Beim Tanzenlernen geben sie sich Mühe, diese Fehler abzulegen, sonst — lachen die anderen Kinder sie aus, und das ist doch sehr unangenehm! In einem luftigen, staubfreien Raume ist das maßvolle Tanzen auch eine gesunde Körperbewegung, und die Eltern werden schon darauf achten, daß keine Erkältung das beim Tanzen erhitzte Kind trifft.

Aerztliche Nebenbeschäftigung.

Daß es manchem Jünger des Aeskulap nicht gut geht, ist eine alte Geschichte, die zuweilen eine neue Illustration erfährt. Vor einiger Zeit machte es in der österreichischen Hauptstadt peinliches Aufsehen, als man hörte, ein Arzt erwerbe sich seinen Nebenverdienst durch Musiciren in den Nachtkaffeehäusern. Ein anderer hochbetagter Arzt erbat sich, weil er aus seiner Praxis nicht mehr seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte, die Licenz zu einer k. k. Tabak-Trafik. Vor einigen Tagen nun fragte ein Arzt beim Vorstande der mährischen Aerztekammer an, ob er die Agentur für die mährische Landesversicherungsanstalt übernehmen dürfe, etwa wie dies die Lehrer oder Postmeister zur Erhöhung ihres Einkommens thun. Die Kammer verbot ihm das indessen mit der Begründung, derlei Nebenbeschäftigungen seien mit der Standeswürde ganz und gar unvereinbar. Lieber in Ehren weiter hungern! — bemerken dazu die Wiener medicinischen Blätter.

Im Distritt des Baikalsees in Rußland sind große Lager von Glimmer und Asbest entdeckt worden.

Reform der Frauentrachten.

Die Ziele der Reform der heutigen Frauenkleidung sind überall bekannt. Die Betheiligung an dieser Frage ist eine überraschend große und läßt damit erkennen, wie sehr das Bedürfniß nach einer Aenderung der jetzigen beengenden Kleidermode allseitig empfunden wird. Die Stellung der Frau im modernen Erwerbsleben erfordert das Einsetzen ihrer ganzen Kraft, und nur mit gesundem Körper vermag sie es, fest ihren Platz zu behaupten. Erlöst von einengendem Zwang, in voller Bewegungs- und Athmungsfreiheit werden die Anstrengungen der berufsmäßigen Arbeit für sie leichter zu überwinden sein, und darum richtet sich das Suchen nach einer zugleich schönen und gesundheitlich-richtigen Form des lose herabfallenden Gewandes vornehmlich auf den praktischen Theil der Garderobe, auf Haus- und Arbeitskleider. Hier in erster Linie soll das Gefällige, Anmuthige, Ungezwungene mit dem Konstruktivrichtigen Hand in Hand gehen. Im Gegensatz zu dem bisherigen getheilten Kleiderschnitt übernehmen bei der gürtellosen Anordnung der Reformtracht die Schultern das Tragen des Stoffgewichts — eine Aenderung, die sich selbstredend auch auf die Unterkleidung erstrecken muß — und so wird der gesundheitliche Einfluß der „schlanken Taille" aufgehoben. Denn um durch auftragende Stofffalten nicht dicker zu erscheinen, wurde das Mieder auf das Mindestmaß zusammengeschnürt und die Gesundheit dauernd geschädigt.

Die Reformtracht mit den Anforderungen der Tagesmode möglichst in Einklang zu bringen, um so der Neuheit den Charakter des Auffälligen und Extravaganten zu nehmen — ist das Bestreben aller Anhänger der neuen Bewegung, und Künstler wie Laien, Männer sowohl wie Frauen arbeiten unablässig an der Vervollkommnung der äußeren Form. Denn daß diese den Anforderungen und Erwartungen, die berechtigterweise angestellt werden dürfen, vorläufig noch nicht genügen, weiß Niemand besser, als die Förderer der neuen Frauentracht. Hervorragende Künstler werden nicht müde, immer neue Entwürfe zu geben, Versuche anzustellen, Theorie und Praxis zu einem glücklichen Resultat zu verschmelzen. Auf der unlängst in Berlin veranstalteten Ausstellung von Reformkleidern wurden vier Gruppen unterschieden: Kleider, die allein von den Schultern getragen werden und glatt am Körper herabfließen, hauptsächlich als Hauskleider gedacht; ferner solche, die die Schulterlinie besonders hervorheben und leicht geschweifte Seitenlinien zeigen, für Straßenanzüge besonders verwendbar, dann Jäckchenkleider, die dem winterlichen Wärmebedür